

# In Serie : Netflix-Label: "Israelische TV-Show"

Autor(en): **Tuch, Geesa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino**

Band (Jahr): **61 (2019)**

Heft 377

PDF erstellt am: **19.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-863093>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die israelische Serie Shtisel leistet Erstaunliches: Sie ermöglicht Zuschauer\_innen auf der ganzen Welt Einblick in einen Kosmos, dessen Normen und Werte mit modernen Vorstellungen von Familie und Individualität unvereinbar zu sein scheinen.

## Netflix-Label: «Israelische TV-Show»

Netflix beschreibt die meisten Serien mit zwei Adjektiven. Viele Serien sind «düster und spannend», manche sogar «düster und ausgefallen» (*The End of the Fucking World*). Fährt man mit dem Cursor über die Bilder der Übersicht, erscheinen Schlagwörter wie «Leidende Genies» (*Breaking Bad*) oder

«Systemkampf» (*Dear White People*). Zusätzlich sind die Serien in Kategorien wie «Rührselige internationale Serien» (u. a. *Luther*) gruppiert. Und dann gibt es Serien, zu denen Netflix offenbar gar nichts einfällt, wie zum Beispiel *Shtisel*: «Israelische TV-Show». «Masse!», ruft der «*Shtisel*»-Fan, denn irgendein hilfloses Etikett würde der jüdisch-orthodoxen Familie Shtisel, um die sich die Serie dreht, in keinem Fall gerecht. Aber geht eine Serie ohne Label im Netflix-Meer nicht verloren? Das wäre fatal, denn Programme wie *Shtisel* sind der wahre Grund, warum wir Netflix abonniert haben.

*Shtisel* ist die erste Fernsehserie über das ganz normale Leben strenggläubiger Orthodoxer in Jerusalem, geschrieben von zwei jungen Männern, die selbst in Charedimfamilien aufgewachsen sind. Gesprochen wird Hebräisch und manchmal ein für Deutschsprachige recht gut verständliches Jiddisch. In Israel war die Serie 2013 ein regelrechter Blockbuster, es heisst, sogar Orthodoxe hätten mitgefiebert. Wir hätten die Produktion ohne das Internet vermutlich nie zu sehen bekommen. Auf Netflix hat *Shtisel* nun ein wachsendes internationales Publikum, und Hobbyrezensent\_innen auf IMDb schwärmen über die seltenen Einblicke in die geschlossene Gemeinschaft der Charedim.

Mich begeistert an *Shtisel* der seltene Einblick ins Familienleben an sich. Nicht das originelle Setting, sondern die liebevoll entwickelten Figuren lassen einem die Serie ans Herz wachsen. Da sind der Witwer und Lehrer Shulem, der heimlich bei der Schulsekretärin zu Mittag isst, und sein Jüngster, der Maler Akiva, der sich endlich verheiraten lassen sollte. Oder Shulems Enkelin, die fünfzehnjährige Ruchami, die ihren kleinen Brüdern heimlich Tolstois Hannah (!) Karenina vorliest und Konflikte im Zweifelsfall mit einer Eheschliessung im Schnellimbiss löst.





Natürlich, die gesamtfamiliäre Bedeutung der Partnerwahl und deren minutiös ausgearbeitete Spielregeln sind typisch für Strenggläubige. Akivas Bitte um ein Date mit der attraktiven Elisheva lehnt der Heiratsvermittler rundheraus ab, zweifache Witwen vermittele er nur an Bettnässer. Auch die Überzeugung, dass ein Erwachsener nicht malen sollte, ist den Charedim eigen. Dennoch: Shulems heimliches Schalten und Walten im Leben seiner Kinder und die Versuche von Ruchamis Eltern, der vermeintlichen Katastrophe «Ehe» Herr zu werden, offenbaren, wie schnell Fürsorge und Übergriff, Solidarität und Selbstaufgabe ganz grundsätzlich in jeder Eltern-Kind-Beziehung verwechselt werden. Mehr als einmal möchte man Akiva zurufen, er solle der Mischpoke die Meinung geigen. Aber gerade weil weder Akiva noch die anderen Familienmitglieder den Bruch mit ihrer Herkunft suchen, können sich ambivalente Beziehungen und innere Zwiespälte entfalten.

Die meisten Filme über die extrem konservativen Charedim thematisieren den Zusammenprall von frommer und säkularer Lebenswelt, den Ausbruch der Protagonist\_innen und im schlimmsten Fall die Eskalation. Ebenfalls auf Netflix läuft etwa der Dokumentarfilm *One of Us* über die chasidische Gemeinschaft in New York, und im Kino spielen harmlos und heiter *Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse* oder etwas ernster *Disobedience* im orthodoxen Milieu. *Shtisel* aber stellt seine Figuren vor die Herausforderung, ihre Krisen innerhalb der strengen Regeln ihres Glaubens zu bewältigen. Gute Voraussetzungen für ein klassisches Melodrama. Tatsächlich gelingt es den Drehbuchschreibern *Yehonatan Indursky* und *Ori Elon*, ihre Geschichten so nah an den Begehren und Ängsten ihrer Figuren zu erzählen, dass wir Zuschauer\_innen uns auf die Welt der Charedim einlassen – nicht um Exotisches zu betrachten, sondern um mitzufühlen. Unaufdringlich navigiert

*Shtisel* unsere Affekte zwischen vertrauten Topoi wie stummen Blicken unerfüllter Liebe und Befremden, etwa wenn Ruchami ihren Vater öffentlich blossstellen will. Und immer, wenn alles heillos verworren scheint, gehen die Konfliktlinien – nur für ein kurzes Innehalten – in einem Moment grundsätzlicher Verbundenheit auf. So münden zum Beispiel die kondensierten Szenen, in denen Ruchami eine Plakataktion gegen den Vater vorbereitet, in einer Sequenz, die alle Verwandten an ihre verschiedenen Fenster führt, die Blicke fasziniert in den hellblauen Himmel gerichtet, auf eine Flugschau des israelischen Militärs, das die streng Orthodoxen konsequent ablehnen. Wie Kirschblüten aus einem Douglas-Sirk-Film lässt Ruchami kleine Fetzen ihrer Plakate aus dem Fenster tanzen. Der Konflikt zwischen Vater und Tochter wird freilich an anderer Stelle wieder auftauchen.

Die vielschichtige Auseinandersetzung mit streng orthodoxen Lebensentwürfen ist für ein westliches Publikum eine erholsame Abwechslung von den Selbstverwirklichungsformeln, die Familiengeschichten im Serienformat sonst gerne vorantreiben. Reden per se ist in *Shtisel* keine Lösung, und vermeintlich kathartische «Ich erkläre mich»-Dialoge gibt es nicht. Ruchamis Mutter Gitti würde sich lieber die Zunge abbeißen, als jemandem zu verraten, dass ihr Mann bei einem Arbeitseinsatz im Ausland «verschwunden» ist. Also versorgt sie fünf Kinder monatelang allein. Selbst als der Ehemann zurückkehrt, verliert sie kein Wort über die Sache. Wir brauchen 24 Folgen, um Gittis Handeln nachzuvollziehen. Dann ist die Serie leider auch schon vorbei. Bis dahin haben sich um alle Mitglieder der Familie feine Gewebe aus Hoffnung, Enttäuschung, Stolz und Demut gesponnen, die uns Zuschauer\_innen das wunderliche Gefühl verleihen, in eine familiäre Plattenverschiebung involviert worden zu sein und doch nur die Spitze des Eisbergs zu sehen.